Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 376. **Montag** den 26. Juli 1897. **91. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 26. Juli.

Mit nur 209 gegen 205 Stimmen hat am Sonnabend das preußische Abgeordnetenhaus die **Vereinsgesetznovelle** abgelehnt, während bei den früheren Abstimmungen des Hauses mit 206 gegen 193 und mit 205 gegen 188 Stimmen die freiconservativen Anträge, die ungefähr dasselbe enthielten wie die jetzt verworfenen Herrenhausbeschlüsse, abgelehnt worden waren. Die Freunde der Vorlage hatten also ihre Stimmen um ein Dutzend Stimmen verstärkt, die Gegner nur um 3 Stimmen. Es wird hierdurch begreiflich, daß die Regierung nicht auf den Versuch verzichten mochte, doch noch eine geringe Mehrheit im Abgeordnetenhause für das „kleine preußische Socialistengesetz" zu erzielen, und gar leicht hätte der Zufall das Gelingen dieses Versuches herbeiführen können. Herr v. d. Recke hat allen Anlaß, sein Geschick zu preisen, das ihm eine Probe auf die Prophezeiung erspart hat, die Bestimmungen der von Herrn v. Stumm abgeänderten Vorlage würden wenigstens herbeiführen, daß mit dem Augenblicke der gesetzlichen Kennzeichnung der socialdemokratischen Bestrebungen ein großer Theil der Bevölkerung sofort von diesen sich zurückziehen werde. Mit Recht brach bei dieser Voraussage ein Theil des Hauses in stürmische Heiterkeit aus, und der Herr Minister stellte den Lachern alsbald das Zeugniß aus, daß er ihnen vollen Anlaß zu ihrem Verhalten gegeben habe, denn er berief sich auf die in anderen Staaten bestehenden und dem von ihm geforderten Gesetze ähnlichen Bestimmungen, die nirgends (i. Sachsen) die Wirkung äußern, die er von der preußischen Vereinsgesetznovelle zu erwarten behauptet hatte. Wäre sein Wunsch in Erfüllung gegangen und die Novelle angenommen worden, so würde wohl schon heute die bange Besorgniß ihn beschleichen, daß Preußen mit dieser Novelle genau dieselben Erfahrungen machen werde, die man anderwärts mit ähnlichen Gesetzen gemacht hat, und daß mithin seine Voraussage kläglichen Schiffbruch erleiden werde. Wenn die Fractionen nicht schon vor der Abstimmung am Sonnabend feste Stellung genommen hätten, so hätte wahrscheinlich die Rede des Herrn v. d. Recke die Zahl der Gegner der Novelle noch verstärkt, denn mit gröberen Widersprüchen und durchsichtigeren Scheinargumenten ist kaum jemals eine Vorlage von einem Minister vertheidigt worden, als am Sonnabend die Vereinsgesetznovelle von dem preußischen Minister des Innern. Es ist daher auch begreiflich, daß einige Blätter die Vermuthung äußern, Herr v. d. Recke habe am Sonnabend seinen „Schwanengesang" gesungen. Herrn Dr. v. Miquel wird es jedenfalls nicht entgangen sein, daß sein College des Innern nicht der rechte Mann ist, der in der nächsten Landtagssession eine neue Vereinsgesetznovelle mit Aussicht auf Erfolg vertheidigen könnte. Ob er selbst — Herr v. Miquel — nach einer solchen sich sehnt, ist aus der Rede, mit der er Herrn v. d. Recke beisprang, ebenso wenig klar zu ersehen, wie so manches Andere. Allerdings deutete er auf die Nothwendigkeit verstärkter Schutzmaßregeln gegen die Socialdemokratie in Preußen hin, aber er sprach diplomatischer, als je. Einmal war ihm seine Aufgabe durch Herrn v. der Recke sehr erschwert worden — ein so kluger Mann wie Herr v. Miquel konnte doch unmöglich aus der Fruchtlosigkeit anderwärts bestehender Gesetze auf die Wirksamkeit eines ähnlichen Gesetzes in Preußen schließen, oder aus der Thatsache, daß die Socialdemokraten nur durch Flug- und andere Schriften auf das Herr zu wirken suchen, eine Hoffnung auf Sicherung des Heeres gegen socialdemokratische Einflüsse durch Einschränkung des Vereins- und Versammlungsrechtes gründen — und andererseits empfand er sichtlich das Bedürfniß, seine in der Opposition befindlichen früheren Parteigenossen zu „sammeln", statt sie vor den Kopf zu stoßen. So lange seine Rede, soweit sie sich auf die Novelle bezog, mehr einer Entschuldigung, als einer Vertheidigung ähnlich, und wer eine Action entschuldigt, statt sich zu vertheidigen, bedarf jedenfalls eines starken äußeren Anstoßes und eines kaum minder starken Rucks des inneren Menschen, bevor er zur Wiederholung dieser Action sich entschließt. Wer weiß übrigens, ob nicht bis zu dem Zeitpuncte, da eine neue Action möglich wäre, die ganze politische Situation sich so verschiebt, daß ganz andere Fragen in den Vordergrund treten, als die der Bekämpfung des Umsturzes lediglich auf preußischem Boden.

Der Wortlaut der Rede, mit der am Freitag im preußischen Abgeordnetenhause der Vicepräsident des Ministeriums **Dr. v. Miquel** die Frage des Abg. Rickert, ob das, was am Donnerstag Abend der „Reichsanzeiger" über die neueste Forderung des Vorstandes des Bundes der Landwirthe (sechsmonatiges Getreide-Einfuhrverbot) gesagt, Alles sein solle und ob Herr v. Miquel nicht noch ein kräftiges Wort gegen diesen „Unfug" sagen werde, liegt jetzt im „Reichsanzeiger" vor. Nach seiner Mittheilung sprach Herr v. Miquel:

„Ich habe die Rede des Herrn Abg. Rickert nicht ganz gehört. Was ich aber verstanden habe, scheint dahin zu gehen, an die Staatsregierung das Verlangen zu richten, die Ausdrucksweise und die Tonart, die Heftigkeit im Ausdruck, die die Parteien gegen einander gebrauchen, sich selbst anzueignen. Das muß ich aber entschieden ablehnen. (Heiterkeit.) Meine Herren, die Eingabe ist, wohin sie gehört, an den Herrn Reichskanzler gerichtet. Ob der Herr Reichskanzler Veranlassung nimmt, auf diese Eingabe des Bundes der Landwirthe wegen Einführung einer zeitweiligen Sperre der Grenzen gegen die Einfuhr von Getreide officiell überhaupt zu antworten, weiß ich nicht. (Abg. Rickert: Hört! hört!) Denn es nicht üblich und ist sonst nicht geschehen, daß die Staatsregierung auf einzelne Eingaben von Privaten, die den Wunsch ausdrücken, auf die Gesetzgebung in irgend einer bestimmten Weise einzuwirken, oder Anträge in Beziehung auf Abänderung bestehender Gesetze stellen, eine Antwort giebt. Wohin würde das auch führen, meine Herren? Dann würde ja die Staatsregierung in eine vollständige Correspondenz und Hin- und Herrede mit allen einzelnen Privaten gerathen, denen es einfällt, einen Wunsch auf Abänderungen von gesetzlichen Bestimmungen an sie zu richten. Das ist doch etwas ganz Undurchführbares; das ist auch in Preußen nie üblich gewesen und wird auch bei dieser Gelegenheit wahrscheinlich nicht beliebt werden. Die preußische Staatsregierung hat noch gar keine Veranlassung genommen und nehmen können, über diesen Antrag Beschluß zu fassen. Ich glaube aber, soviel allerdings sagen zu können, daß der Herr Reichskanzler die Meinung vertreten dürfte, wenn er Gelegenheit nehmen sollte, sich selbst darüber zu äußern, daß die bestehenden Handelsverträge die Genehmigung dieses Antrages ausschließen, und ich meine, das ist genügend. (Sehr richtig!) Es ist gar keine Veranlassung, hier noch weiter über andere Motive, die für oder gegen den Antrag sprechen, Namens der Staatsregierung sich auszusprechen, und ich kann dem Wunsch des Herrn Abg. Rickert, diesen Antrag für einen Unfug zu erklären, meinerseits nicht entsprechen. Die Aufgabe der Staatsregierung geht vielmehr dahin, meine Herren, eine Politik der Sammlung zu führen, eine Politik der Ausgleichung der Interessen (sehr richtig!) rechts, und nicht ihrerseits die Gegensätze durch Annahme des Tons des Herrn Abg. Rickert noch zu verschärfen. (Bravo! rechts.)"

Hieraus geht unwiderleglich hervor, daß erstens die am Donnerstag Abend im „Reichsanzeiger" abgegebene Erklärung nicht vom preußischen Staatsministerium ausgegangen ist und mithin vom Reichskanzler ausgegangen sein muß, daß zweitens Herr v. Miquel sie entweder am Freitag Nachmittag noch nicht kannte, oder sie ignoriren zu sollen und zu dürfen glaubte. Hat er sie nicht gekannt, so wirft das nicht nur auf die „Einheitlichkeit" der „umgebildeten" Regierung ein seltsames Licht, sondern beweist zugleich, daß Herr Dr. v. Miquel sich berechtigt glaubt, dem Reichskanzler Directiven über die Art zu geben, wie die Eingabe des Bundes der Landwirthe zu beantworten sein werde. Hat er sie gekannt, so liegt in seinen Worten eine sehr abfällige Kritik der Erklärung, die nach seiner Ansicht nicht am Platze war und allenfalls in einer parlamentarischen Körperschaft, nicht aber im „Reichsanzeiger" hätte abgegeben werden sollen. Jedenfalls erhält man von der Auslassung des Vicepräsidenten des preußischen Staatsministeriums den Eindruck, daß er als Herr der Situation sich fühle und mit einer langen Amtsdauer des Fürsten Hohenlohe nicht rechne. Seine programmatischen Reden verstärken diesen Eindruck. Zunächst wird man, da nun auch der preußische Landtag geschlossen ist, schwerlich erfahren, wie Fürst Hohenlohe über die Ansicht seines Stellvertreters in Preußen denkt, es liege keine Veranlassung vor, auch über Motive, die außer den Handelsverträgen gegen den Erlaß eines Getreide-Einfuhrverbotes sprechen, sich zu äußern oder gar das Verlangen des Bundes als Unfug zu bezeichnen.

Die Reform des **belgischen Heeres** ist das Schmerzenskind der belgischen Patrioten. Wenn die Armee in ihrer derzeitigen Verfassung nicht entfernt den Aufgaben genügt, welche sie im Ernstfalle zum Zwecke der Landesvertheidigung zu erfüllen haben würde, so gilt das erst recht von der Bürgerwehr. Da der herrschende Klerikalismus nun einmal für Einführung der allgemeinen Wehrpflicht nicht zu haben ist, versucht er durch legislatorische „Reformen" der Bürgerwehr die öffentliche Meinung zu captiviren, zeigt aber hier ein solches Ungeschick, daß selbst seine aufrichtigsten politischen Freunde stutzig werden. Unter Anderm soll das erste Aufgebot der Bürgerwehr so organisirt werden, daß es im Stande ist, der Armee als Reserve zu dienen. Das ist natürlich nur eine pro forma getroffene Bestimmung, um sagen zu können, daß alle Belgier vor der „Blutsteuer" gleich seien, und um unter diesem Vorwande die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht im Heere zu vertagen. Nun haben aber die Socialdemokraten den schwachen Punct des klerikalen Bürgerwehrgesetzes alsbald erkannt, das ist der § 11 des Entwurfs, welcher jedem Belgier das Recht einräumt, als Freiwilliger in der Bürgerwehr zu dienen. Schon fordern socialdemokratische Preßorgane die Genossen auf, in Masse von diesem Rechte Gebrauch zu machen und so das Gewehr, welches gegen sie gerichtet werden solle, selbst in die Hand zu nehmen. Da die Bürgerwehr berufen ist, in Zeiten der Unordnung und der hochgehenden Leidenschaften für Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung zu sorgen, so kann man sich ungefähr denken, was für Zustände herauskommen würden, wenn in dieser Truppe die Socialdemokratie das Uebergewicht oder auch nur ein nennenswerthes Contingent von Wehrmännern besäße. Es würde nichts übrig bleiben, als in kritischen Zeitläufen die Bürgerwehr confignirt zu halten, wie es schon jetzt mit der Armee geschieht, um zu verhindern, daß zahlreiche Elemente mit dem Ruhestörern gemeinsame Sache machen. Diese Bedenken theilen in Belgien alle einsichtigen Leute, und besonders sind die besseren Officiere, die allerdings von der Regierung mit Vorliebe kalt gestellt werden, Gegner einer Reform, die nichts weniger als dies ist und nur ein Auskunftsmittel der klerikalen Partei darstellt, um dem Verlangen nach einer Reform scheinbar gerecht zu werden. Am Sonnabend hat sich die Kammer mit der Vorlage beschäftigt und bei der Berathung der Vorlage über die Reorganisation der Bürgergarde den ersten Artikel der Regierungsvorlage angenommen, wonach die Bürgergarde damit beauftragt wird, für die Aufrechthaltung der Ordnung und Gesetze unter Bewahrung der Unabhängigkeit des Landes zu wachen. Ebenso wurde Artikel 2 der Vorlage angenommen, welcher die Bürgergarde dem Ministerium des Innern unterstellt.

Wenn man einen Rückblick auf die bisherige Thätigkeit der **italienischen Kammer**, die sich vor Kurzem bis zum Herbste vertagt hat, wirft, hat man keinen Anlaß, ihr besonderes Lob zu spenden. Es wurden die Budgets und die Vorarbeiten zu einer Anzahl von Gesetzesprojecten erledigt, die im Herbste zur Berathung gelangen sollen, — das war so ziemlich die ganze Arbeitsleistung der neuen Kammer während ihrer ersten Tagung. Es läßt sich nicht bestreiten, daß Marchese di Rudini die allgemeinen Wahlen zu ungelegener Zeit vornehmen ließ; nachdem jedoch die neue Kammer einmal da war, wollte sie der Ministerpräsident erst genau kennen lernen, bevor er klare Stellung zu ihr nahm. Aus diesem Grunde hat er der Kammer die in seinem Wahlmanifeste angekündigte wichtigste Vorlage, nämlich jene, betreffend die Wahl- und die Verwaltungsreform, noch nicht unterbreitet, seine ganze Geschicklichkeit vielmehr darauf verwendet, die dem Ministerium Rudini-Brin ergebene Majorität auch unter den neuen Verhältnissen fest zusammenzuhalten. Das ist dem Ministerpräsidenten auch gelungen, und nur ein einziges Mal, nämlich bei Gelegenheit der Debatte über das Budget des Ministeriums des Innern, schien es, als ob ein Theil der Majorität von der Regierung abfallen wollte. Bei diesem Anlasse hat sich die wahre Zusammensetzung der Kammer in der klarsten Weise gezeigt. Es stellte sich nämlich heraus, daß die Majorität in mehrere Gruppen zerfällt, wovon die Rechte, aus 100 bis 120 Abgeordneten bestehend, dem Marchese di Rudini Gefolgschaft leistet, gegen 60 Abgeordnete Anhänger Zanardelli's sind, während 50 Deputirte zu den Freunden Giolitti's zählen. Der Rest der Majorität besteht aus Abgeordneten von nicht ganz bestimmter Parteistellung. Die Dinge stehen demnach genau besehen derart, daß die Rechte den Gruppen Zanardelli-Giolitti das Gleichgewicht hält und die Gruppe Zanardelli ungefähr dieselbe Stärke wie die Gruppe Giolitti besitzt. Keine dieser Gruppen allein wäre daher im Stande gewesen, den Ausschlag zu geben, sie bleiben demnach aus Klugheit innerhalb der Majorität, um sich ihren Einfluß zu bewahren. In gewissen parlamentarischen Kreisen herrscht jedoch die Meinung vor, daß die bisher vermiedene Spaltung innerhalb der Majorität im Herbste zu erwarten sei. Es dürften sich nach Ansicht der betreffenden Kreise alsdann unter der Führerschaft des Herrn Zanardelli sämmtliche Fractionen der Linken, die Anhänger Zanardelli's, Giolitti's, Crispi's, Fortis' und Baccelli's, zu einer Partei vereinigen und der Rechten gegenübertreten. Eine derartige Concentration der Linken könnte nämlich nur dann auf Erfolg rechnen, wenn sie der Unterstützung des Barons Sonnino-Sonnino sicher wäre. Das

---

Feuilleton.

Nanny Trauner.

20] Roman von C. Schroeder.

Nachdruck verboten.

Bis jetzt hatte sie ihr glühendes Antlitz nur sehr tief gesenkt gehalten, jetzt brauchte sie plötzlich beide Hände, um es zu bedecken. Mit einem Ruck hatte sie ihre schmale Rechte aus der seinen befreit.

Wie ein Freudenschein huschte es über sein Gesicht, und wenn es in seiner Stimme noch bebte, es frohlockte auch schon darin, als er nun fortfuhr: „Ich mag ja ein furchtbar eingebildeter Geck sein, aber neulich in der Ruine, Fräulein Nanny, da kam mir's plötzlich in den Sinn, daß es vielleicht nicht so ganz unmöglich wäre, Sie — Sie hätten mir damals mit mir selber bange gemacht!"

O, der entsetzliche Moment! Und daß sich die Erde nicht aufthun wollte unter ihr und — Ha! da fiel ihr etwas ein!

„Anna von Hellbronn?" stieß sie hervor. Der Name war wie eine Waffe, wie ein Schild, hinter den sie sich flüchtete.

„Was ist's mit der?" fragte er.

„Man sagt, Sie seien verlobt mit ihr, man —"

„Man lügt!" fuhr er entrüstet auf.

„Ich — ich sah Sie doch selber zusammen im Kloster —"

„Nur durch Zufall, Fräulein Nanny, ich schwöre es Ihnen — nur durch den allerfatalsten Zufall!"

Ihre Hände sanken herab. „Und Sie haben sie nie geliebt", murmelte sie, „niemals?"

Jetzt war es sein Auge, das sich langsam ihrem angstvoll forschenden Blick entzog.

Eine Pause entstand, die fast eine Minute dauerte, dann wollte sie lautlosen Schrittes an ihm vorüber, aber er wehrte ihr mit flehend erhobener Hand. „Sie haben mich angeklagt", sagte er, „nun müssen Sie auch meine Vertheidigung hören — es ist nur Gerechtigkeit, Fräulein Nanny!"

Sie zögerte noch einen Moment, dann leistete sie dem bittenden Blicke Folge, mit dem er die Bank wieder streifte.

Die Hände krampfhaft im Schooß gefaltet, bang aufhorchend, saß sie nun da, während er in dumpfem, fast grollendem Tone begann:

„Ich kann es wohl nicht leugnen, daß ich sie geliebt habe. Nein, obgleich — kennen Sie das Wort, Fräulein Nanny: „Wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an?" Das soll, so wie ich mir's verdolmetsche, heißen: „Was ich an Dir liebe, ist etwas Namenloses, etwas, das wie eine Glorie von Dir ausstrahlt, etwas, von dem Du selber nichts weißt, und niemals etwas wissen wirst." Aber diese Glorie, die wir sehen, Fräulein Nanny, ist mitunter gar nicht vorhanden, ist nur eine Sinnentäuschung, ein Blendwerk, von unserer Phantasie erschaffen und von dieser hartnäckig festgehalten, oft noch lange, nachdem das Herz seinen Irrthum erkannt.

Doch zu meiner Geschichte, denn es ist eine ganze Geschichte, die ich Ihnen zu erzählen habe. Der Anfang datirt zehn — jetzt wohl schon elf Jahre zurück. Damals geschah es, daß ich an einem Decemberabend in Paris über den Pont des Arts — was ist's, Fräulein Nanny? Will Ihnen der Geduldsfaden schon reißen? Ach, üben Sie doch ein Weilchen Nachsicht, ich fasse mich ja so kurz, wie ich kann!"

Nanny war plötzlich von ihrer Bank in die Höhe gefahren. Als wolle sie ihm mitten in seiner Erzählung davonlaufen, so hatte es geschienen. Jetzt saß sie wieder, aber mit todtbleichem, abgewandtem Gesichte und eine ungeheure Angst in den weit geöffneten, starren Augen.

„Also", fuhr er hastiger sprechend fort, „ich schritt über den Pont des Arts und gewahrte dort unter den Weibern, die — nicht nur ihre Blumen feilboten, ein junges Geschöpf, um das mich's verdroß. „So ein halbes Kind noch", dachte ich und ging angeekelt vorüber. Allein ich gelangte nicht bis nach Hause. Es war etwas in dem Gesicht des Kindes gewesen, das mich verfolgte und endlich zurückzog — unwiderstehlich.

Da stand es im Dunklen allein auf der Brücke und weinte. Ich hatte Mühe, seinen Kummer aus ihm herauszubekommen, aber endlich klagte es mir in deutscher Sprache, daß es der kranken Mutter daheim an dem Nöthigsten mangle. Die arme Kleine! Nur aus Liebe zur Mutter hatte sie sich also zum Betteln erniedrigt. Ich fühlte mich mit meinem schwarzen Verdacht plötzlich ganz tief in ihrer Schuld und konnte ihr nicht rasch genug ihre Veilchen abkaufen. Wie sie dann aber so innig dankbar zu mir aufsah mit den schönen, blauen Kinderaugen, da mußte ich diese Kinderaugen küssen und — damit scheuchte ich sie fort. Im Nu war sie von der Brücke verschwunden, kein Rufen brachte sie zurück."

„Wie ich mich schalt hinterher wegen meiner Unverschämtheit! Da quollen mir die Veilchensträuße aus allen Rocktaschen und ich, als ob ich für mein bischen Geld noch nicht genug gebabt, hatte noch Küsse mit in den Kauf haben müssen! Abbitten wollte ich's der Kleinen, sobald ich sie wiedersah, und dann sollte sie mich zu ihrer kranken Mutter führen. Mein Möglichstes wollte ich für die Aermste thun und — nun ja, lauter schöne Pläne, die nie zur Ausführung gelangen sollten, denn ich sah das Mädchen nicht wieder — nein, so oft ich in der nächsten Zeit auch nach der Brücke kam. All mein Suchen, mein Hoffen und Sehnen lief auf nichts hinaus als auf eine leidenschaftliche Liebe, die ich mit mir nahm, als ich Paris verließ."

Nanny hatte sich hastig umgedreht. „Liebe?" stieß sie, außer sich, hervor.

„Ja", entgegnete er mit einiger Selbstverachtung im Tone. „Ich war eben noch sehr jung und leicht entzündbar damals. Die blauen Augen hatten mir's angethan und das — das Betteln für die kranke Mutter."

„Das Betteln gar?!" Nanny schien vor Erstaunen gar nicht wieder zu sich kommen zu können.

„Das fast noch am meisten. Es füllte mich mit Rührung, mit Bewunderung, denn es ward — dem Anscheine nach — ihrem Stolze so sauer. Da sah ich denn gleich das Weib in seiner edelsten Form in ihr — das Weib, das sich aus Liebe opfert. Sie dürfen mit dem jugendlichen Unverstand nicht zu scharf ins Gericht gehen, Fräulein Nanny!"

Nein, streng richterlich schaute sie gar nicht drein, sondern ganz freundlich — mehr als freundlich! Es lag fast etwas wie selige Verklärung auf dem nun wieder abgewandten Antlitz, das die scheidende Sonne mit zartrosigem Scheine überfluthete.

„Mit diesem Liebesballast", hub er nach einer Pause ironisch wieder an, „mußte ich mich schleppen — die Jahre hindurch. Ganz unmöglich, ihn abzuschütteln. Dulcinea von Toboso, die ich nur einmal auf ein paar flüchtige Momente gesehen, war und blieb für mich die herrlichste ihres Geschlechtes — bis ein gnädiger Zufall mir die Augen öffnete über sie."

Bei Erwähnung Dulcinea's hatte ein schalkhaftes Lächeln Nanny's Lippen umzuckt, jetzt erstarb es auf einmal. Eine feine Angstfalte grub sich zwischen ihre Brauen, athemlos horchte sie auf.

„Dies geschah leider Gottes erst im vergangenen Frühjahre", fuhr er fort. „Im Winter, auf dem Maskenballe in der Residenz hatte ich sie wiedergesehen —"

„Aber — das ist ja nicht möglich!" fiel ihm Nanny blitzschnell herumfahrend in's Wort.

„Weil von Paris bis R. ein weiter Weg ist, meinen Sie?"

„Nein", stammelte sie heftig erröthend, „weil — weil — sie jenen Maskenball gar nicht besucht hat."

„Fräulein von Hellbronn nicht?"

Nanny zuckte zusammen.

„Fräulein von — ach! jetzt verstehe ich", murmelte sie. „In ihr glaubten Sie das Mädchen von damals zu erkennen?"

„Sie war es", nickte er.

Sie sah ihn an mit einem langen, eigenthümlichen Blick.

„Verzeihung," sagte sie, „aber — Sie müssen ein merkwürdig gutes Gedächtniß haben. Nach zehn Jahren noch so genau zu wissen —"

„In den Augen konnte ich mich nicht irren", versicherte er.

„Nicht? Nun, blaue Augen sind ja auch so selten", meinte sie spöttisch lächelnd, sprang hastig auf und trat an den Gartenzaun. Es war hohe Zeit, daß sie ihm den Rücken kehrte, denn ein Paar zornige Thränen hatten sich unversehens an ihre Wimpern gehängt.

„Werden Sie doch nur nicht schon böse, Fräulein Nanny", flehte er.

„Böse? Oh! durchaus nicht! Ich sehe nicht die allergeringste Ursache, ich — ich —", jetzt ward ihr gar die Stimme untreu.

„Fräulein Nanny!"

Sein Ton war herzbeweglich, aber einen gnädigen Blick erlangte er nicht damit — aus guten Gründen.

„So erzählen Sie doch weiter", stieß sie ungeduldig hervor. „Ich bin sehr begierig — ich — das heißt — bah! ich kann mir das Ende vom Liede schon denken. Das Fräulein fand sich ohne Mühe in seine Rolle — war mit Ihrer Liebe wohl zufrieden — ließ sich auch freundlich herbei, sie zu erwidern, und —"

„Und ihrem Verlobten schmählich zu hintergehen", vollendete er. „Ja, das war das Ende vom Liede."

SLUB
Wir führen Wissen.